❖ Deutschschweizerischer Sprachverein ❖

Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins

1922

Inhalt:

❖ Preis im Buchhandel 80 Rp. ❖

Buchdruckerei Gottfr. Iseli, Bern.

Der Deutschschweizerische Sprachverein

ladet hiermit zum Beitritt und zur Mitarbeit ein.

Er ist ein Bund von Schweizerbürgern zur Pflege und zum Schutz der deutschen Sprache in der Schweiz.

Er will Liebe und Verständnis für die deutsche Muttersprache wecken, das im Sprachgefühl schlummernde Volksbewußtsein kräftigen und der deutschen Sprache auf schweizerischem Boden zu ihrem Recht verhelfen.

Die Mitglieder des Vereins machen sich zur Aufgabe:

Im eigenen Sprachgebrauch, sowohl in der Mundart als in der Schriftsprache, Reinheit, Eigenart und Schönheit der deutschen Sprache zu pflegen und in ihrer Umgebung für diese Bestrebungen einzutreten und Freunde zu werben.

Der Jahresbeitrag von fünf Franken berechtigt zum kostenlosen Bezug der regelmäßigen Veröffentlichungen des Vereins (der jährlichen „Rundschau" und der zweimonatlichen „Mitteilungen") und gegebenenfalls sonstiger geeigneter Arbeiten, der von sieben Franken außerdem zum kostenlosen Bezug der (lehrreichen und gediegenen) Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Zahlungen können bei jedem schweizerischen Postamt gemacht werden: kostenfrei mit Einzahlschein für die Postscheckrechnung VIII 390 der Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht (Zürich) oder mit Postanweisung an unsern Rechnungsführer, Herrn Karl Brüderlin, Küsnacht (Zürich).

❖ Deutschschweizerischer Sprachverein ❖

Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins

1922

Inhalt:

Achtzehnter Jahresbericht, vom Vorsitzer.

Deutsch und Undeutsch, von Eduard Blocher.

Ueber Kürzung von Wörtern und Wortgruppen, von Gustav Binz.

Veröffentlichungen des Vereins.

❖ Preis im Buchhandel 80 Rp. ❖



Buchdruckerei Gottfr. Iseli, Bern.

Der Vorstand

besteht seit dem 21. Weinmonat 1921 aus den Herren:

***Eduard Blocher,** Pfarrer, Büchnerstraße 7, Zürich 6, Vorsitzer.
***Dr. August Steiger,** Professor, Küsnacht (Zürich), Schriftführer, Schriftleiter der „Mitteilungen".
***Karl Brüderlin,** Sekundarlehrer, Küsnacht (Zürich), Rechnungsführer.
Dr. Hektor Ammann, Aarau.
Dr. Heinrich Stickelberger, Lehrer am Oberseminar, Bern.
Dr. Kaspar Fischer, Vorsteher der Töchterhandelsschule Bern.
Otto Senn-Fischli, Schaffhausen.
Dr. Hektor von Sprecher, Chur.
Dr. Konrad Bornhauser, Basel.

Die drei mit * bezeichneten Herren bilden den geschäftführenden Ausschuß.

Geschäftsstellen: Zürich, Büchnerstraße 7.
Bern.
Küsnacht (Zürich).

Zahlungen sind zu richten an die

Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Küsnacht (Zürich), Postscheckrechnung VIII 390.

Achtzehnter Jahresbericht.

(Abgeschlossen im Weinmonat 1922.)

Die Kürze des hier abzulegenden Berichtes zeugt von den lähmenden Wirkungen der Zeit auf unsre, wie auf so manche geistige Bewegung. Es fehlt uns an Geldmitteln, um viel mehr zu leisten als die Herausgabe der „Mitteilungen" und der „Rundschau" und die Erhaltung des Mitgliederbestandes bis auf die hoffentlich bald wiederkehrenden bessern Tage. Die Herausgabe weiterer Volksbücher war nicht möglich. Im Laufe dieses Jahres haben wir eine einzige Vorstandssitzung abgehalten. Aus den Reihen der Mitglieder sind uns nicht gar zu oft Anregungen zugekommen. Wir sind dankbar für die wenigen und fordern gern wieder einmal dazu auf, uns sprachliche und sprachpolitische Beobachtungen, Klagen über unerfreuliche sprachliche Erscheinungen und ähnliches nicht vorzuenthalten; selbst dann, wenn wir nicht augenblicklich davon Gebrauch machen können, sind uns derartige Dinge willkommen. Die Mitgliederzahl ließ sich beinahe ganz aufrecht erhalten: wir konnten im letzten Bericht 347 angeben, seither verloren wir 21 Mitglieder und gewannen 10 neue, haben also jetzt einen Bestand von 336 Mitgliedern. Von den 19 Austritten betrafen die Hälfte Lehrer und sonstige Festbesoldete, und oft genug wurde der Hinweis auf die bekannten „Verhältnisse" ausgesprochen. Es ist lehrreich zu wissen, daß die Eintritte fast alle persönlicher Werbung zu verdanken sind, während die Versendung der Rundschau an besonders beteiligte Berufskreise wenig Erfolg hat. Also empfiehlt sich die persönliche Werbung als das beste Mittel.

Wir möchten Wert darauf gelegt wissen, daß diese 336 Mitglieder durch unsre „Mitteilungen" regelmäßig sprachliche Belehrung und Anregung erhalten. Das ist nicht nur verdienstliche Arbeit des Schriftführers, es ist auch eine wertvolle Sache, 336 Schweizer und auch weitere Leser in dieser Hinsicht zu fördern. Wir denken daran, das Blatt auch außerhalb des Vereins noch mehr zu verbreiten. Die Bloßstellung von sprachlichen Verbrechern und die Ermutigung

aller, die etwas für die Muttersprache tun wollen, ist sicherlich von Nutzen und wirkt da und dort heilsam. Das Inhaltsverzeichnis der fünf ersten Jahrgänge (in Nr. 11/12 des 5. Jahrgangs) beweist zum mindesten die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit unserer Arbeit. Dasselbe läßt sich von der „Rundschau“ sagen, deren Jahrgänge nachgerade einen stattlichen Band wissenschaftlich wertvoller Arbeiten ausmachen, die der Schulmann, der Forscher und der Kulturgeschichtschreiber brauchen kann.

In Zürich haben wir im vorigen Frühling zusammen mit der Gesellschaft für deutsche Sprache einen Vortrag des bekannten Gießener Sprachforschers Otto Behaghel veranstaltet. Sonst ist es in Zürich, wo eine Ortsgruppe nicht recht gedeihen zu wollen scheint, sehr still zugegangen. Und doch wäre eine Ausdehnung unsrer Arbeit hier und überall recht nötig; denn die sprachliche Verlotterung droht von allen Seiten. Die Geschäftswelt bemüht sich, durch Englischlernen sich den neuen Machtverhältnissen anzupassen; manche meinen, die Mundart habe etwas davon, wenn sie sich keine Mühe mehr gäben, recht hochdeutsch zu lernen und sich darin zu üben. Zu allem aber kommt die heute so verderbliche Neigung der Jugend; sich über alles Geltende großartig hinwegzusetzen und die Formlosigkeit zum Lebensgesetz zu erheben. Man legt keinen Wert auf Beobachtung der Rechtschreiberegeln, setzt ganz nach Launen Komma, Punkt und Gedankenstrich, wo man Lust hat, und hält sich, was schlimmer ist, auch nicht mehr an die Sprachlehre. Und doch ist diese, mag dies und das auch wie Willkür oder Zopf aussehen, ein aus dem Leben unseres Volkes in Jahrhunderten treuer Arbeit und gesunder Selbsterziehung herausgewachsenes Erzeugnis der Erfahrung. Den großen Meistern, die an ihr gearbeitet haben, indem sie sie als Werkzeug brauchten und zugleich verfeinerten, Luther, Lessing, Goethe, Schiller, Gottfried Keller, sich lauschend und lernend zu beugen, gereicht den kleinen Geistern nicht zur Schande, — auch nicht, wenn sie *ihre* Geniereisen ohne Hut, Kragen und Strümpfe vollziehen. Wir gehn einer neuen, andern Zeit entgegen, gewiß, aber es darf keine Zeit der Verlotterung sein; ohne Ehrfurcht vor dem, was größer ist als wir und an uns gearbeitet hat, weil es eher war als wir und weil der Volksgeist in ihm lebt, können wir nicht bestehen, sondern versinken in Barbarei.

Wir wollen, wir vom Sprachverein, gegen die Sprachbarbarei kämpfen, ein Kampf, der zugleich gegen Unwissenheit und gegen

eine gewisse Engherzigkeit geht, die den falschen Schein der Heimatliebe angenommen hat. Es ist auch ein Kampf des Idealismus gegen die schmutzigen Mächte der Gegenwart; wo jeder nur daran zu denken scheint, wie er sein Einkommen unvermindert erhalte und die Schädigungen der drohenden allgemeinen Verarmung von seinem Eigentum abwehre, da möchten wir Güter pflegen, in denen der Volksgeist lebt und wirkt, leben und wirken wird, wann all die greifbaren Güter zerronnen sein werden, um die wir uns heute streiten. Endlich ist es ein Kampf gegen Kleinlichkeit und Feigheit, denn wir wollen uns nicht beugen vor dem Rechte, das Kanonen schaffen, und das gebucht wird von gehässigen Politikern; wir meinen, ein deutscher Schweizer brauche sich des Namens nicht zu schämen, den er von seinen Vätern geerbt hat.

Nun hat der Sprachverein freilich einige stille Jahre hinter sich. Aber seine Zeit kommt wieder; wenn man uns nur diese Zeit über treu bleibt, so wird man den Tag sehen, wo wir im Leben der Schweiz unsern Platz ausfüllen werden.

Hier sei noch ein Wort beigefügt über den Allgemeinen Deutschen Sprachverein. Wir hatten in den letzten Monaten Gelegenheit, ihm mit Schweizerfranken einige Dienste zu erweisen. Der einstmals blühende und auch an Geldmitteln reiche Verein ist durch die Erhöhung seiner Betriebskosten, d. h. der Druckerpreise und des Papiers, und durch die Verarmung des Mittelstandes in Lebensgefahr geraten. Zunächst freilich nur seine Zeitschrift, aber an ihr hängt das Leben des Vereins selber. Trotz der Beschränktheit unserer Mittel war es uns klar, daß wir hier mithelfen mußten. Der Allgemeine Deutsche Sprachverein ist von allgemeinem Nutzen und darf nicht untergehen. Er hat seine Pflicht zwar gänzlich erfüllt, nicht aber seine Aufgabe erledigt. Das deutsche Sprachtum ist innerlich lange noch nicht so gefestigt, daß die Arbeit des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins aufgegeben werden dürfte. Gerade jetzt, wo alles Aeußerliche und Greifbare, alle Macht und aller Zusammenhalt des deutschen Wesens ins Wanken geraten ist, dürfen wir die Pflege der Sprache nicht aufgeben. Ich weiß wohl, daß selbst in unsern Reihen die Ansicht vertreten ist, der Allgemeine Deutsche Sprachverein habe sich zu viel und zu einseitig mit dem Kampf gegen das Fremdwort befaßt. Das ist ungerecht geurteilt. Selbst wenn man darin nicht so weit gehen will wie der Allgemeine Deutsche Sprachverein, so muß man zweierlei zugeben: Erstlich der

Kampf gegen das Fremdwort ist ein vorzügliches, das beste und bequemste Mittel, die breite Masse für sprachliche Bestrebungen zu gewinnen und den Menschen zu zeigen, was Sprachschönheit, Genauigkeit des Ausdrucks ist, was für Kräfte in der Muttersprache liegen. Zweitens: ohne den scharfen Kampf gegen das Fremdwort würde unsere Sprache vollständig verwildern, würde zumal in unserer Zeit der Abnahme klassischen und überhaupt geschichtlichen Bildungsbetriebes nicht allein das Fremdwort, sondern das falsch verstandene, falsch gebildete, falsch geschriebene Fremdwort unser Deutsch überfluten, mit gelben, schmierigen Wellen überfluten. Leider aber besteht diese Gefahr immer noch. Alte Fremdwörter sind wir losgeworden, neue lauern auf allen Seiten, und eine Abwehrbewegung muß da sein. Soll man die der Schule überlassen, die gar keine einheitliche geistige Macht sein kann? Soll ein Reichssprachamt die Sache besorgen, in dem politische Tagesströmungen und Regierungsmeinungen ihren Ausdruck finden? Bot nicht der Allgemeine Deutsche Sprachverein die beste Lösung dieser Aufgabe, und war er nicht gerade in seiner Zusammensetzung aus Männern der Wissenschaft, der Schule und des weitern Bildungswesens trefflich geleitet? Wer einmal etwas nicht richtig oder gut fand, wird der deswegen gleich vom Ganzen sich abwenden dürfen? Zudem: wie viel aufbauende, aufklärende Arbeit hat der Allgemeine Deutsche Sprachverein auch sonst getan; ist nicht gerade seine Zeitschrift eine Fundgrube wertvollen Wissens um die Mutersprache? Daß aber der Allgemeine Deutsche Sprachverein draußen im Reich seinen Sitz hat, nimmt ihm für uns nichts von seinem Wert. Unsere Muttersprache ist einmal die deutsche, somit ist es in Ordnung, daß ihre Angelegenheiten nicht durch uns allein, sondern durch alle Teilhaber von einem Mittelpunkt aus geregelt werden.

Angenehm war es uns, daß wir im vergangenen Jahre keine Angriffe zu erdulden hatten, obgleich wir unserseits da und dort jemand am Zeug flicken mußten. Bedeutet es eine neue, richtigere Beurteilung unseres Vereins und der ganzen Lage, wenn die „Neue Zürcher Zeitung" (am 29. Herbstmonat, Abendblatt) bei einer Besprechung des Sprachvereins schreibt: „Auch wer die Möglichkeit eines schweizerischen Sprachenkrieges etwas leichter nimmt (?) als die Führer dieser Gesellschaft, wird die Verteidigung der Sprachgrenzen und den Kampf gegen die Verluderung des geliebten Deutsch als ein verdienstliches Unternehmen anerkennen?" Diese Anerken-

nung, daß unsere Arbeit berechtigt sei, sogar die Verteidigung der Sprachgrenzen, um die wir uns lange nicht mehr bemüht haben, ist uns eine angenehme Ueberraschung, und lediglich um der Sache willen erlauben wir uns eine berichtigende Bemerkung zu dem Schlußsatz des Artikels, der da lautet: „Durch ihre Liebe zur Mundart und ihr Interesse für das Wachstum unseres deutschschweizerischen Wörterbuchs bezeugt die Zeitschrift (gemeint sind unsere „Mitteilungen"), daß die Gesellschaft ihre Beziehung zum Allgemeinen Deutschen Sprachverein nicht als Hörigkeitsverhältnis auffaßt." Ein solches Verhältnis hat in der Tat von jeher nur in der fruchtbaren Einbildungskraft böswilliger Gegner bestanden; aber wenn wir jemals der Führung des angesehenen Allgemeinen Vereins gefolgt wären, die Liebe zur Mundart und die wohlwollendste Aufmerksamkeit und Mitarbeit am Schweizerischen Idiotikon wäre damit vereinbar und recht im Geiste des gefürchteten Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gewesen.

* * *

Am 22. Weinmonat 1922 hielten wir in Zürich unsere Jahresversammlung ab. Sie begann mit einem öffentlichen Vortrag unseres Mitgliedes, Herrn Prof. Dr. Paul Suter von Küsnacht, über Jakob Boßhart. Wir zählten etwa 80 Zuhörer, darunter viele Nichtmitglieder (von denen sich dann einige als Mitglieder meldeten) — ein Zeichen, daß wir Gegenstand und Redner gut gewählt hatten. Herr Dr. Suter verstand es auch, den Dichter gleichsam vor uns aus dem Heimatboden heraus- und ins weite Menschentum hinauswachsen zu lassen. Wir hoffen, den Vortrag in der nächsten Rundschau und gleichzeitig im Sonderdruck als „Volksbuch" bringen zu können.

Die Jahresgeschäfte waren bald erledigt. Tätigkeits- und Rechnungsberichte wurden genehmigt. An Stelle Herrn Anteners, der aus Gesundheitsrücksichten den Rücktritt aus dem Vorstand erklären mußte, wählten wir als Vertreter des Zweigvereins Bern Herrn Dr. Stickelberger. Herrn Antener wurde für seine langjährige und wertvolle Vorstandstätigkeit der beste Dank ausgesprochen. Einige Anregungen und Bemerkungen sollen im Vorstande weiter geprüft werden.

Der geschäftführende Ausschuß.

Bericht über die Tätigkeit des Zweigvereins Bern.

Erstattet an der Hauptversammlung vom 3. Wintermonat 1922.

Am 23. Weinmonat 1921 fand im Berner Bürgerhaus die 17. Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins statt, die zugleich die Wintertätigkeit unseres Vereins mit einem fesselnden Vortrag von Herrn Prof. Dr. Binz über „Kürzung von Wörtern und Wortgruppen" eröffnete.

Unsere Hauptversammlung, die den Vorstand einmütig bestätigte, fand am 1. Christmonat statt. Große Anziehungskraft verlieh ihr die angezeigte Vorlesung von Herrn Prof. Dr. von Greyerz aus dem damals noch unveröffentlichten Roman „Herr Esau" von Jeremias Gotthelf.

Am 16. Christmonat luden wir unsere Mitglieder zum Besuche des Berndeutsch-Abends der Staatsbürgerkurse ein; Emil Balmer und Karl Grunder lasen aus eigenen Dichtungen vor.

Am 19. Jänner 1922 sprach unser allzeit bereiter Herr Dr. Stickelberger über den Volksdichter Gottlieb Jakob Kuhn, von dem einige Lieder noch heute allgemein gesungen werden.

Am 2. März brachte Herr Gymnasiallehrer O. Huber-Baumgart eine sprachwissenschaftliche Arbeit „Zur Wort- und Lautlehre".

Am 29. Ostermonat hielt Herr Prof. Dr. Otto Behaghel aus Gießen auf seiner Vortragsreise durch die Schweiz einen öffentlichen Vortrag über „Humor und Spieltrieb in der deutschen Sprache".

Der Verein hatte im Berichtsjahr zwei Eintritte und einen Austritt zu verzeichnen und zählt heute 41 Mitglieder, die alle ebenfalls dem Deutschschweizerischen Sprachverein angehören. Wir bedauern, daß der Zuwachs nicht größer war, an geeigneten Werbemaßnahmen hat es nicht gefehlt.

Ein stattliches Trüpplein um so treuerer Anhänger halten wir doch zusammen. Möge sich diese Anhänglichkeit an unsern Verein, der in den nächsten Tagen auf eine zehnjährige Tätigkeit zurückblicken darf, auch in kommenden Zeiten bewähren. Der Berichterstatter dankt den Herren Vortragenden und seinen jederzeit hilfsbereiten Mitarbeitern im Vorstand recht herzlich.

Bern, den 31. Weinmonat 1922.

Paul Antener, Obmann.

Deutsch und Undeutsch im vergangenen Jahr.

Sie haben vielleicht gelesen, daß im vorigen Monat gerade 400 Jahre vergangen waren, seitdem das Neue Testament in Luthers Verdeutschung herausgekommen ist. Unsere Schriftsprache ist zwar nicht von einem Manne geschaffen worden, aber alle sachkundigen Leute sagen uns, daß die Herausgabe jener erfolgreichsten aller deutschen Bibelübersetzungen das entscheidende Ereignis für die Entstehung der neuhochdeutschen Schriftsprache gewesen sei. Wenn das arme deutsche Volk jetzt nicht unter Nahrungssorgen, Fremdherrschaft und staatlicher Zerreißung schwer darniederläge, wenn nicht gerade die Kreise, die sonst Träger des geistigen Lebens sind, mit bitterer Not zu kämpfen hätten, so hätte man den Gedenktag sicherlich in weiten Kreisen gefeiert. Bei dem vom Kriege verschonten Stamm der deutschen Schweizer fallen die erwähnten Hindernisse weg. Und doch ist es auch bei uns vollkommen still geblieben, als unsere herrliche Schriftsprache 400 Jahre alt wurde. Und wie ist man sonst darauf bedacht, hundertfünfzigjährige Gedenktage der in den weitesten Kreisen unbekannten Ereignisse zu feiern! Dabei hat vielleicht kein deutscher Stamm mehr Grund als wir, die Entstehung einer hochdeutschen Gemeinsprache dankbar zu feiern. Als — sagen wir jetzt nicht mehr: die Lutherbibel, sondern: der Beginn des großen Geisteskampfes in deutschen Landen, eine umfangreiche Literatur und damit eine deutsche Gemeinsprache schuf, da hatte für die Eidgenossenschaft eben die Schicksalsstunde geschlagen. Lange Jahrzehnte allmählicher Entfremdung und der Schwabenkrieg hatten „Stett und lender des großen pundts in Obertütschland" vom Reiche beinahe ganz losgerissen; anderseits war ein Schutzverhältnis zu den Königen von Frankreich im Entstehen. Wenn jetzt auch das geistige Band riß, das von jeher die Eidgenossen mit Süddeutschland verknüpfte, mit Straßburg, Kolmar, Heidelberg, Frankfurt, mit Augsburg, Nürnberg, Ulm, dann geriet das Volkstum der Schweizer in eine bedenkliche Lage. Auf sich selbst gestellt, nicht mehr gestützt vom Reiche aus, hätte das kleine Land sich dem westlichen Einfluß geöffnet. Das wäre ein Unglück gewesen — ganz abgesehen davon, ob man dem

französischen oder dem deutschen Geistesleben an sich den Vorzug geben will. Das in seinem Geistesleben zwiespältige und rückständige Volk in flämisch Belgien, französisch Flandern, Luxemburg, in Südungarn und anderswo, zeigt uns, welcher Gefahr wir damals entgangen sind. Es ist immer ein Unglück, wenn die gebildeten Schichten eines Volkes anders sprechen als die breite Masse.

Die letztjährige Rundschau über die Sprachverhältnisse in der Welt schloß mit dem Wunsche, aufrechtes Schweizertum im Einstehen für die angefeindete Muttersprache möchte öfter zu finden sein. Es war dabei die Rede von einem tapfern Brief des Berner Chirurgen Lanz in Amsterdam an die „Internationale Gesellschaft für Chirurgie". Da lassen Sie mich heute fortfahren. Die Vertreter der Augenheilkunde an unsern drei deutschen Hochschulen haben sich ein Verdienst erworben, indem sie die Teilnahme an einer Fachversammlung in Washington ablehnten, weil dabei die deutsche Sprache ausgeschlossen worden war („Züricher Post" vom 5. Mai 1922). Solche Haltung ist für jeden, der Ehrgefühl hat, selbstverständlich, sie trägt auch zur Völkerversöhnung mehr bei als der bedientenhafte Eifer, mit dem in solchen Fällen manche unserer Landsleute zu zeigen pflegen, wie gut (oder wie schlecht) sie französisch und englisch sprechen können. Aber gerade im Ausland versagt der Stolz des Schweizers allzu oft; kennt man zumal die sogenannten Auslandschweizer, so findet man es schon fast zu viel, daß in den „Basler Nachrichten" (12. Brachmonat 1922) der Harmonie Suisse von Paris, weil sie ja zu neun Zehnteln aus deutschen Schweizern bestehe, zugemutet wird, sie hätte bei einer in Paris gegebenen Aufführung „auch etwas auf schweizerdeutsch singen dürfen". Wir müssen schon froh sein, wenn es bei einem Basler Gesangverein dazu langt, daß er in der benachbarten deutschsprachigen Stadt Mülhausen sich mit deutschen Liedern hören läßt. Bei dem Verein „Frohsinn" ist es nicht der Fall, wenn man den „Basler Nachrichten" (vom 7. Brachmonat) glauben darf. Er hat aber die hohe Genugtuung, daß man „die Feinheit seiner französischen Aussprache rühmte" (in Mülhausen will das nicht gar zu viel sagen!). Wir bringen unserseits unsre ergebensten Glückwünsche dar, wenn auch nur in der zu Basel, Mülhausen und Zürich üblichen Volks- und Ortssprache. Um uns weiter mit Basel zu beschäftigen: es scheint sich der vornehmen Nachbarschaft, dem verwelschenden Sundgau, mit Eifer anzupassen und zu feinern Sitten überzugehen. Wenigstens

heißt es („Basler Nachrichten“ vom 13. Heumonat), daß die Ecole primaire supérieure in Saint-Louis von Basel aus besucht werde. Basel wird von Burgliber *) aus der europäischen Bildung zugeführt, freuet euch Holbein, Böcklin, Wilhelm Wackernagel, Jakob Burckhardt, Peter Merian! Der Kirchenbazar St. Antonius in Basel veranstaltete am 18. Brachmonat einen „romanischen Abend“ (Soirée latine), zu dem alle Latins de Bâle eingeladen wurden („Basler Nachrichten“ vom 12. Brachmonat). Bei diesem Italiener- und Franzosenfest wurde, wie es in der französischen Einladung heißt, auch une pièce de théâtre en dialecte alsacien aufgeführt. Der Genius des alten Latiums wird sich drüber gefreut haben; schade, daß Erasmus das nicht mehr erlebt hat: „Dr Hans im Schnokeloch“ oder „Em Herr Maire sini Dechter“ als Proben l a t e i n i s c h e r Dichtung!

Auch Schaffhausen zivilisiert sich, wenn man darunter die Verleugnung der Eigenart vor ausländischen Säbelraßlern und Haßpolitikern versteht. Als die Franzosen kürzlich dort in den Anlagen einen Denkstein zur Erinnerung an die von den Schaffhausern verpflegten französischen Kriegsopfer errichteten, da wollte auch der Stadtpräsident zeigen, was er kann, und hielt eine französische Rede. Hätte er deutsch gesprochen, so wäre dabei zum Ausdruck gekommen: „Wir Schaffhauser, die wir euch so viel Liebe erzeigt haben, wir sind d e u t s c h e Schweizer, es ist doch nicht alles Deutsche gar so schlecht, wie man etwa sagt.“ Die Völkerversöhnung hätte davon Vorteil gehabt. Wenn die Franzosen die Wohltaten der Schaffhauser angenommen und anerkannt haben, so konnte es sie nicht beleidigen, die Muttersprache dieser selben Schaffhauser anzuhören, und für die einfachen Leute aus Schaffhausen wäre dann auch wenigstens e i n e der Reden zu verstehen gewesen.

Immer wieder muß das Vorurteil bekämpft werden, daß die Kenntnis fremder Sprachen der Gradmesser der Bildung sei. Welcher berechtigte Tadel liegt doch in der Bemerkung eines Mitarbeiters der „Schweizerischen Lehrerzeitung“ (16. Herbstmonat) über Schulgärten: „So kann der eigenartige Fall eintreten, daß eine „höhere“ Tochter den Namen einer Blume in zwei, ja drei Fremdsprachen kennt, das Gewächs selbst aber noch nie gesehen hat.“ Sehr richtig: nicht nur die Muttersprache kommt bei der Ueberschätzung der frem-

*) Saint-Louis wurde aus Religions- und Königshaß in der Revolution amtlich zu Bourglibre umbenannt, hieß später wieder Saint-Louis, nach 1870 St. Ludwig, jetzt wieder Saint-Louis, im Volksmund noch etwa Burgliber.

den zu kurz — wie schlecht es damit z. B. im Kanton Solothurn stehe, ist dort im Kantonsrat (siehe „Der Morgen“ vom 8. März) zur Sprache gekommen und von der Regierung eingestanden worden, — sondern überhaupt die ganze Bildung. Nicht das ist Bildung, daß man wisse, wie Tessiner, Genfer und Amerikaner die Sonnenblume nennen, sondern daß man Bau, Lebensbedingungen, Herkunft und Nutzen einer solchen Pflanze kennen lerne. In Lugano, Genf und Boston wird die Bildung durchaus so angesehen; nur bei uns fehlt es vielerorts an dieser Erkenntnis.

Noch in anderer Weise stiftet unsre Fremdsucht Schaden. Das lehren einige ernste und erfreuliche französische Aufsätze in dem zweisprachigen „Kaufmännischen Zentralblatt“ (Zürich: Pourquoi n'apprennent-ils pas l'allemand? Quelques remarques à l'adresse des collègues Suisses romands et alémaniques (Nrn. vom 1., 8., 15. Herbstmonat, von zwei verschiedenen Verfassern), Apprenons la langue allemande! (Nummer vom 3. Christmonat 1921, wieder von einem andern Verfasser). Da werden die bekannten Schwierigkeiten des Deutschlernens verständig und eindringlich besprochen. Die Verfasser leugnen nicht, daß auf Seite der Welschen Abneigung, Trägheit, ein gewisser Leichtsinn hemmend wirken; sie machen weiter geltend, Deutsch sei eben nicht so hübsch wie Französisch (gut gesprochen! jeder soll seine Muttersprache am schönsten finden) und schwerer zu lernen, auch bekomme man es dabei mit zweierlei Deutsch, mit Mundart und Schriftsprache zu tun. Dann aber wird darüber geklagt, daß wir deutsche Schweizer dem strebsamen Welschen die Erlernung unsrer Sprache überall erschweren. Die deutschen Schweizer, heißt es da, wollen sich durchaus im Französischen üben, („profiter“ ist der verächtlich gebrauchte Ausdruck für diesen unsern kleinlichen Lerneifer am unrechten Ort) und sind nicht dazu zu bringen, mit einem Welschen deutsch zu sprechen; ferner, sie sind zu faul, um sich des Hochdeutschen zu bedienen, was die Welschen entmutigt; endlich wird gerügt, daß die Kurse des Kaufmännischen Vereins durchaus ungenügend seien und keineswegs auf der Höhe der Veranstaltungen, die auf welschem Boden dem Deutschen dargeboten werden.

Ueberall ist es dieselbe Klage: wir verleugnen unsre Eigenart und pflegen fremdes Wesen. Am schlimmsten steht es damit im Geschäftsleben. Unsre Geschäftswelt bekommt den Schlotter, so oft sie denkt, man merke der deutschen Schweiz ihre deutsche Sprache

und Art an. Die Warenbezeichnung auf der Verpackung ist niemals einfach deutsch. Die Schweden dürfen ihre Säkerhets tändstickor utan svafvel och fosfor in der ganzen Welt mit dieser Aufschrift verkaufen; wir dürfen unsre Schokolade aus Saint-Gall und Berne nur Chocolat, chocolate, cioccolata nennen, beileibe nicht Milchschokolade, mag sie auch echte Bernese Alpine milk enthalten. Zigarren und Tabak erhalten französische, englische, holländische Aufschriften, nur beileibe keine deutschen. Und doch ist das noch nicht das ärgste; diese Päckchen gehen wenigstens zum Teil ins fremdsprachige Ausland, aber die Geschäftshäuser selbst, die in unsern barbarischen Gauen ihren Sitz haben, nehmen nur zu oft fremde Namen an. Da sind schon lange die Grands Magasins Jelmoli, S. A. Zurich; da ist die Société de Tannerie Olten, nur in Klammern Gerberei Olten genannt (Verwaltungsrat fast ganz deutschschweizerisch); da ist der Grill Room des Banques in Zürich, wo eine Zigeunerkapelle Rudi Nyari spielt (ist dieser madjarische Rudi nicht am Ende auch von Iffikon oder Pfiffikon gebürtig?); da empfiehlt sich in Basel die Cidrerie et Société pour l'Exportation des Fruits du Freiamt, Muri, Canton d'Argovie (hat sie nicht auch einen deutschen Namen?) und beschwört uns: Buvez à la table familiale les vins de fruits réputés du Freiamt — weshalb nicht des Baillages libres? Da lobe ich mir denn doch die Compagnie du Chemin de fer de Paris à Orléans, die, wenn sie zu 6% Geld von uns will, ein vierseitiges, ganz deutsches Werbeblatt vertreibt, aus dem wir u. a. ersehen, daß man in „Freiburg" und in „Genf", hier z. B. bei der „Bank von Elsaß und Lothringen" seine guten Schweizerfranken los werden kann. Unser alter Bekannter, der in Bâle eine Librairie ancienne hält, weiß im Elsaß besser Bescheid als jene Genfer Bankherren und Pariser Eisenbahnleute. Er kündigt in seinem Katalog zwei in Straßburg erschienene deutsche Werke von 1761 und 1775 über die Stadt Straßburg unter dem Stichwort Strasbourg an, ein Fortschritt über das achtzehnte Jahrhundert hinaus, der gewiß der Ecole primaire supérieure de Saint-Louis zu verdanken ist. Die Welt wird eben jeden Tag gebildeter.

Erwähnen wir noch eine Zusammenstellung aus dem Bericht der Landesbibliothek (1921) über die in der Schweiz erschienenen Bücher. Seit 1918 ist die Zahl der erschienenen Veröffentlichungen von 1764 auf 1332 zurückgegangen. Dabei war der deutsche Anteil von 1127 (1918) auf 1982 (1920) gestiegen, fiel aber 1921 auf 892. Französisch

ging stetig zurück, von 528 auf 344, Italienisch nahm verhältnismäßig stark zu 29 — 17 — 29 — 37 und noch mehr Rätisch 6 — 11 — 10 — 14. Der Berichterstatter hebt diese Zunahme hervor; die Abnahme des Deutschen wird nicht verminderte geistige Zeugungskraft bedeuten, sondern mit den Geldverhältnissen zusammenhängen: unsre Verleger können in Deutschland jetzt nichts verkaufen, und deshalb müssen wir unsre Verleger mehr als je im Ausland suchen, wenn wir ein Buch erscheinen lassen wollen.

Und nun das Ausland. Da gibt es fast überall von Beeinträchtigungen der deutschen Sprache zu berichten. Wir wollen darüber nicht bloß klagen; die erfreulichen Gegenwirkungen bleiben nicht aus: überall in den unterdrückten deutschen Grenzgebieten wehrt man sich für die deutsche Sprache und Art; man wird hart und stolz. Nachgiebigkeit und Verleugnung findet man fast nur da, wo die deutsche Sprache das Uebergewicht hat: in der Schweizerischen Eidgenossenschaft, wie wir gesehen haben, im Deutschen Reich, wo man sich von der deutschen Handelskammer aus Zürich muß mahnen lassen, Geschäftsbriefe, Frachtbriefe, Reklamesendungen nach der Schweiz nicht in französischer Sprache abzufassen („Saarbrücker Zeitung" vom 1. März), auch in Wien, wo man einen Rieseneifer entfaltet, italienisch zu lernen, jetzt, nachdem Oesterreich endlich ein rein deutsches Land geworden ist (Avanti vom 30. Herbstmonat).

Im benachbarten Elsaß gehn die Dinge ihren notwendigen Weg: das vereinheitlichte Frankreich tut was es nicht lassen könnte, selbst wenn es wollte. Im „Temps" (7. und 10. Christmonat 1921) nennt Edmund Delage offen das Ziel: „Solange nicht das ganze Volk, vom einfachen Rebmann bis zu den reichsten Großgewerkern und den Geistlichen durchtränkt ist von französischer Bildung, solange nicht alle französisch sprechen und denken, wird unsre Arbeit unvollendet sein. ..... Bis in einer oder zwei Generationen wird wohl kein Unterschied mehr sein zwischen unserer befreiten Provinz und dem Rest des Landes, wie zwischen Provence, Poitou und Ile de France. Das eine und unteilbare Frankreich wird wieder erstanden sein" So muß ein echter Franzose denken. Welche Verheißung aber für die Zukunft, wenn derselbe Herr Delage von „unvorsichtigen Versprechungen" redet, die der Bevölkerung in der ersten Begeisterung beim Einzug gemacht worden seien! („Mülhauser Volksblatt" vom 14. Christmonat 1921). In der „Schaffhauser Zeitung" (vom 26. Heumonat) schreibt ein „urchiger" Elsässer: „Frankreich ist gegen alles

Deutsche, somit gerade gegen die Landessprache seiner neueroberten Provinz intoleranter als jedes andere Volk," und erinnert daran, wie es vor hundert Jahren war: König Karl der Zehnte hielt in Kolmar eine deutsche Rede. Ueber den Erfolg der heutigen französischen Politik liest man verschiedene Urteile. Die Franzosen sind pflichtgemäß noch immer begeistert; Herr Wetterlé schreibt, die Elsässer lernten heute genau so gut und so leicht französisch wie früher deutsch (Dépêche de Strasbourg 16. Heumonat); das glaubt er natürlich selbst nicht. Die Straßburger „République" (12. August) nennt jedenfalls ganz respektwidrig die elsässische Schule die Durchfallschule und erzählt, wie bei den Reifeprüfungen die elsässischen Schüler schlechte Noten im Deutschen bekommn, weil sie für die Uebersetzung eines deutschen Stückes ins Französische nicht gut genug französisch können! Im evangelischen Oberkonsistorium wird bitter Klage geführt, der Fortschritt im Französischen eine façade genannt, hinter der nichts sei. — „Kirche und Schule werden vernichtet, wenn kein Deutsch gelehrt wird", sagt einer der Herren, und ein anderer: „Man rüttelt am Lebensinteresse der Kirche. Sie ist eine Kirche des Wortes. Die Religion wird weiter gegeben durch Katechismus, Predigt und Lied" („Mülhauser Volksblatt", 21. Christmonat). Die katholische Geistlichkeit ist übrigens derselben Ansicht und kämpft den Kampf mit. Man setzt sich heute, wenn auch erfolglos, kräftiger zur Wehr als vor drei Jahren. In seiner „République" spricht es unter der Ueberschrift „Zwinguri" Camill Dahlet derb aus, es zeuge von hysterischer Verblendung, wenn man heute über die Tatsache Worte verlieren müsse, daß die Muttersprache der Elsässer deutsch sei. Hübsch ist, was dasselbe Blatt am 24. Heumonat berichtet, daß nämlich beim letzten Katholikentag in Lothringen die Kammerabgeordneten deutsch sprachen, zum Teil mühsam hochdeutsch, andere sich entschuldigten, daß sie es so schlecht könnten; selbst die echten Franzosen gaben sich einen Ruck und versuchten es. Und noch erfreulicher: La Revue d'Alsace-Lorraine (Paris, Aprilnummer) bittet in auffallend sanftmütigem Tone die Elsässer Abgeordneten, doch in den Wandelgängen des Palais Bourbon nicht laut „in einer andern Sprache als Französisch zu sprechen". Songez à ce que seraient les couloirs du Palais-Bourbon si, demain, les députés picards, provençaux, bretons, auvergnats se mettaient à converser à la mode du „pays"! ruft der tieferschütterte Franzose. Kurz, das deutsche Elsaß ist noch nicht tot.

Unterdrückt wird aber mit ihm ganz Westdeutschlands Deutschtum. Freilich „mit dem Buch, nicht mit dem Schwert" behaupten die Franzosen (Le Républicain von Orleans, 29. März); aber bloß mit Büchern und Regenschirmen gehen doch die marokkanischen Soldaten nicht am Rheinufer spazieren. Auch kosten die Bücher Geld. Im Saargebiet wehrt sich die Lehrerschaft, wehrt sich die Stadtverordnetnversammlung gegen die Aufzwingung des französischen Unterrichtes, den die Fremdherrschaft anordnet und die widerwillige Bevölkerung bezahlen muß.

In Osteuropa steht es noch schlimmer, denn die dortigen neuen Staaten kennen noch weniger sittliche Hemmungen als die alten des Westens. Die Tschechen führten sich vor einigen Jahren als die Schweizer des Ostens bei uns ein. Heute lassen sie den Schleier fallen. Camill Dusek, vormals tschechischer Gesandter in der Schweiz, empfiehlt in der „Prager Presse", das Vorbild der Schweiz, als für Böhmen unbrauchbar, aufzugeben und das belgische anzunehmen („Neue Zürcher Zeitung" vom 4. Jänner). Die Minderheiten in den Sudeten- und Karpathenländern wären allerdings froh, wenn sie es so gut hätten wie die Flamen Belgiens, von schweizerischer Freiheit haben sie ohnehin nie etwas gesehen. Die Schweiz paßt den jetzigen Herren Europas nicht. Auf die wohlwollenden und schönen Reden Mottas in der Völkerbundsversammlung über Minderheitenschutz erwiderte ein Vertreter Frankreichs, Hanotaux, der Völkerbund dürfe nicht etwa „eine Arbeit leisten, die die Regierungen in ihren Bestrebungen hindern könnte, sich die Minderheiten zu assimilieren" („Züricher Post" vom 22. Herbstmonat). Damit ist der Minderheitenschutz einfach abgelehnt, denn er hat gar keinen andern Zweck und Sinn als den Schutz der Minderheiten eben vor den „Assimilationsbestrebungen" der Regierungen. Wir fürchten, der Völkerbund werde hier ohnmächtig sein; hier wie in allem lassen sich die Regierungen nicht von ihm dreinreden.

In Südslawien geht es der deutschen Sprache ziemlich gut auf dem vormals ungarischen Gebiete, wo die neue Regierung die Deutschen von der Liebe zum frühern Vaterlande heilen will, und schlecht, sehr schlecht, auf dem früher österreichischen Gebiete, wo der Haß der Slowenen gegen das deutsche Oesterreich Staatsgrundsatz ist. Bei den Rumänen, d. h. in Südungarn und Siebenbürgen, genießt die deutsche Sprache bedeutende Freiheiten, und die deutsche Minderheit

hat sich kraftvoll betätigt. Aber auch hier geht schon das Gespenst des Einheitsstaates um und macht den Minderheiten Sorgen.

In Südtirol spitzen sich die Dinge eben jetzt zu. Obgleich die Regierung den Forderungen der vaterländischen Schreier Schritt für Schritt nachgab, ging es den sogenannten Faszisten nicht schnell genug mit der Erdrosselung der deutschen Schule und Ortsverwaltung. Die Hetze der Presse hat nicht einen Tag aufgehört, und aus den Zeitungen wissen Sie, daß die sogenannten Schwarzhemden Bozen besetzt, den Gemeinderat abgesetzt, die deutschen Schüler und Lehrer vertrieben haben, — alles trotz den anwesenden italienischen Regierungstruppen. Und seither ist ja die Macht ganz in die Hände der Nationalisten übergegangen. Die deutschen Südtiroler werden es übel bekommen in der Zukunft.

In Deutschland geht die Bewegung gegen die Erlernung des Französischen langsam weiter. Und zwar macht sich neben dem Englischen das Spanische als Nebenbuhler bemerkbar. Hundert Tübinger Hochschullehrer und 1200 Studenten haben eine Eingabe zugunsten des Englischen an Stelle des Französischen gemacht („Die Propyläen", München, 10. März). In Bremen hat man seit Ostern an zwei höhern Schulen das Französische durch das Spanische ersetzt („Kölnische Zeitung" vom 20. Jänner). Selbst der besonnene und angesehene Romanist Voßler in München, der Verfasser des viel beachteten Werkes „Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachgeschichte", hat (nach der Azione, Rom, 6. Herbstmonat) Spanisch empfohlen. Ein Mitglied unseres Vereins hat diesen Sommer in Prag zwei tschechische Offiziere sich mit einem französischen General auf deutsch unterhalten hören, redete, um sich der Lage zu vergewissern, den Franzosen an und bekam von ihm auch deutsche Antwort. So, wenn die Todfeinde des Deutschen unter sich sind. Ein Slowene ruft in der Zeitung „Slovenec" (Laibach) seinen Volksgenossen in Erinnerung, daß es die deutsche Schulung ist, die ihnen im südslawischen Staate über Kroaten und Serben die geistige Ueberlegenheit sichert, und rät zur Erhaltung der deutschen Bildung („Bohemia" vom 22. Jänner). Eine gewisse Weltstellung hat das Deutsche auch heute noch. Der Zürcher Pfarrer Adolf Keller berichtet („Kirchenblatt für die reformierte Schweiz", 5. Weinmonat) von einer sehr großen Versammlung von Kirchenmännern, der er in Kopenhagen beigewohnt hat: „Nebenbei gesagt, war es bedeutsam, daß die Uebersetzung der Reden ins Deutsche nicht von den Deutschen gefordert

wurde, sondern durchwegs von diesen orientalischen Vertretern (d. h. Bischöfen der Griechen, Serben, Bulgaren, Rumänen), von denen eine Reihe in Deutschland studiert hatten. Ich erinnerte mich dabei lebhaft an den Erzbischof vom Sinai, mit dem ich seinerzeit (d. h. vor dem Kriege) auch eine deutsche Unterhaltung führte. Die Forderung der Uebersetzung sowohl ins Deutsche als auch ins Französische ist übrigens eine berechtigte Reaktion gegen das Uebergewicht des Englischen, dem *die Sprachenunkenntnis seiner Vertreter mehr und mehr zum Sieg als Weltsprache verhilft.*" (Von mir unterstrichen.)

Damit sei diese notwendig unvollständige Uebersicht für dieses Jahr geschlossen.

Eduard Blocher.

Ueber Kürzung von Wörtern und Wortgruppen.

Vortrag an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins in Bern, am 23. Weinmonat 1921,
von Gustav Binz.

Jedem, der einmal die gotische Bibelübersetzung des Wulfila oder ein althochdeutsches Sprachdenkmal des 9. Jahrhunderts mit der heutigen deutschen oder gar englischen Entsprechung zusammengehalten hat, ist aufgefallen, wie viel die Wörter der deutschen und englischen Sprache in diesem Zeitraum von 1000—1500 Jahren an Körper und Volltonigkeit eingebüßt haben. Die germanische Sprachforschung im besondern, im Verein mit der indogermanischen Sprachwissenschaft, hat sich bemüht, den Verlauf dieser Veränderungen, die Bedingungen, unter denen sie sich vollziehen, zu ergründen; vieles ist erreicht, aber noch manches bleibt aufzuhellen. Eine große Schwierigkeit ist dabei der Umstand, daß wir über die hinter uns liegenden Zeiten unserer Sprachentwickelung selbst da, wo umfängliche Sprachdenkmäler auf uns gekommen sind, nur verhältnismäßig wenig sicher unterrichtet sind. Denn wir sind für die Untersuchung auf die schriftlichen Aufzeichnungen angewiesen. Diese aber entsprechen der lebendigen Rede, wie uns ein Blick auf unsere eigene Gegenwart zeigt, nur in höchst unvollkommener Weise. Die wenigen Buchstaben unseres Alphabets spiegeln die ungeheure Mannigfaltigkeit der wirklich gesprochenen Laute nicht wieder, und für die Bezeichnung so wichtiger Dinge wie der Tonstärke, des Tonfalls, der Pausen, der Sprechgeschwindigkeit besitzt unsere Schreibung gar keine oder nur ganz unzulängliche Mittel.

Um volle Einsicht in das Wesen der Sprache, die bei ihrer Veränderung oder Entwicklung maßgebenden seelischen Triebkräfte und in die sogenannten Prinzipien der Sprachgeschichte zu gewinnen, ist daher die neuere Sprachforschung immer mehr dazu übergegangen, die lebende Sprache und vorzüglich auch die Mundarten zu studieren. Denn die Umgangssprache und die Mundart sind die natürliche

Sprachäußerung, die zwar nicht ganz, aber doch fast ganz von den Fesseln der schriftlichen Festlegung befreit ist und in welcher die seelischen Kräfte des Sprechenden ungehemmt zur Wirkung kommen. Man ist bei diesem Studium zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieselben seelischen Vorgänge, die heute für die sprachlichen Aeußerungen bestimmend sind, auch in den früheren Zeiten gegolten haben, und daß die Veränderungen, die wir in der Vorzeit feststellen können, im allgemeinen nach den gleichen Regeln vor sich gegangen sind wie die heute vor unseren Augen oder richtiger vor unseren Ohren sich vollziehenden. So erhellen wir die Vergangenheit mit Hilfe der Beobachtungen, die wir am lebenden Menschen anstellen; wir verstehen aber die Gegenwart vielfach erst, wenn wir sie als das allmählich gewachsene Erzeugnis der Vergangenheit erkennen.

Auf einen kleinen Abschnitt aus der Geschichte unserer deutschen Sprache, der uns über manche auffällige Erscheinungen der lebenden Sprache Aufklärung zu bieten vermag, möchte ich nun heute Ihre Aufmerksamkeit lenken, und ich glaube, diese um so eher erbitten zu dürfen, als gerade dieses Kapitel in den letzten Jahren wiederholt die Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft beschäftigt und zu nicht unwichtigen neuen oder bisher nicht genügend beachteten Auffassungen vom Wesen der Sprache überhaupt geführt hat. *)

Ich werde mich im folgenden bemühen, Ihnen an einer Anzahl besonders überzeugender Beispiele zu zeigen, welche Rolle die Kürzung im Sprachleben spielt und wie deren richtige Würdigung uns über manche Schwierigkeit hinweghilft, über welche die bisherigen Bearbeiter der deutschen Sprachgeschichte und Verfasser etymologischer Wörterbücher nicht haben hinwegkommen können. Da aber unser Verein den Nachdruck auf das Schweizerisch in Deutsch-schweizerisch legt, werde ich versuchen, die Beispiele für die besprochenen Erscheinungen nach Möglichkeit aus unseren lebenden deutsch-schweizerischen Mundarten und ihrer unvergleichlichen Schatzkammer, dem Schweizerischen Idiotikon, und den zugewandten „Beiträgen zur schweizerdeutschen Grammatik" zu holen.

Aber nicht nur weil unser Verein die Pflege des Schweizer-

---

*) Es sei vor allem hingewiesen auf Otto Behaghels Vortrag „Von deutschen Bindewörtern" an der Marburger Philologenversammlung von 1913 und auf Wilhelm Horns Buch „Sprachkörper und Sprachfunktion", Berlin 1921. Beiden liegt die wichtige Beobachtung zugrunde, daß Redeteile, deren Hervorbringung keinen sprachlichen Zweck mehr hat, bedeutungslos werden und völlig verschwinden können.

deutschen in seinen Satzungen in den Vordergrund stellt, wende ich mich mit Vorliebe der Betrachtung der Mundarten zu, sondern auch deswegen, weil diese, wie schon erwähnt, in vielem natürlicher, ungezwungener sind als die Schriftsprache. In ihnen kommt die Erregung und Stimmung des Augenblicks, die durch allerhand seelische Einflüsse bestimmte Beschleunigung oder Verlangsamung der Sprechgeschwindigkeit, die gedankliche Verbindung mit inhaltlich ähnlichen Ausdrücken oder Wortformen beim Sprechenden viel uneingeschränkter zur Geltung als bei der Niederschrift oder bei der vortragsartigen Aeußerung. Nun sind aber gerade die Kürzungen von Wörtern und Wortgruppen in der mündlichen Rede viel häufiger und verbreiteter als in der Schriftsprache, die mit ihrer an der Ueberlieferung hängenden Schreibung oft dem lebendigen Sprachgebrauch gar nicht zu folgen vermag. Und wie wir heute auch auf Sprachgebieten, die einen weniger großen Unterschied zwischen der Alltagssprache des vertrauten Umgangs und dem Geschriebenen aufweisen als unsere Schweiz, doch einen gewaltigen Abstand zwischen Umgangs- und Schriftsprache feststellen müssen, so ist es in alten Zeiten ähnlich gewesen. Das müssen wir unter anderem daraus schließen, daß manche heutige mundartliche Wortformen oder Wortverbindungen auf Kürzungen zurückweisen, die schon in frühmittel- oder in althochdeutscher Zeit bestanden haben müssen, ohne daß uns in den früheren schriftlichen Denkmälern je eine andere als die volle schriftsprachliche Form begegnet.

Neben den Mundarten kommt für diejenigen Bevölkerungsschichten oder Teile des Sprachgebiets, in denen nicht eine lebende Mundart Verständigungs- und Ausdrucksmittel ist, die von der Schriftsprache mehr oder weniger abweichende Umgangssprache in Betracht. Sie weist natürlich so gut wie die Mundarten, nur nicht in demselben Grade, örtliche und soziale Verschiedenheiten auf; Untersuchungen darüber sind fast noch seltener als solche über die Mundarten, da man durchaus auf die Beobachtung der Redenden angewiesen ist. Die im naturalistischen Drama und Roman vom Ausgang des 19. Jahrhunderts an versuchte literarische Verwertung der Umgangssprache bietet zu wenig und gar nicht immer zuverlässigen Stoff dafür.

Allgemein zu bemerken wäre noch, daß die verschiedenen Mundarten sich hinsichtlich der Neigung zu Verkürzungen außerordentlich verschieden verhalten. Diese hängt eben in hohem Grade vom Tem-

perament der Menschen und von der dadurch bedingten Sprechgeschwindigkeit ab. In manchen Walliser Mundarten, die eine sehr ebenmäßige Betonung sämtlicher Wortsilben auch im Satzzusammenhang aufweisen, so daß sie dem an stärkere Unterschiede gewöhnten Ohr eines Beobachters fast den Eindruck romanischer Akzentuation machen, sind selbstverständlich auch die Kürzungen seltener und weniger stark als in Gegenden, wo eine sehr lebhafte und dem Grundsatz „Zeit ist Geld“ huldigende Bevölkerung zu Hause ist.

Wenn wir nun an unsere eigentliche Aufgabe herantreten, so ließe sich eine Behandlung derselben denken, die einer theoretischen Untersuchung mit praktischen Beispielen gleichkäme. Man könnte die verschiedenen Beweggründe, denen Wort- und Satzverkürzungen entspringen können, zusammenstellen und nach bestimmten Gesichtspunkten ordnen. Eine solche Behandlung böte manche Vorteile für die Erkennung des inneren Zusammenhangs der Erscheinungen. Ich ziehe es vor, den umgekehrten Weg einzuschlagen. Denn eine erschöpfende Theorie wäre erst möglich auf Grund der Durchforschung der ganzen Masse der Erscheinungen. Eine solche aber läßt sich vielleicht heute noch nicht unternehmen, jedenfalls nicht in einer kurzen Stunde sicher zusammenfassen. Darum wollen wir lieber an einigen Fällen zeigen, worauf es ankommt, und es jedem überlassen, weitere ihm vorkommende Beispiele dieser sprachlichen Erscheinungen nach den bei unserem Vorgehen gewonnenen Einsichten und Grundsätzen zu deuten und zu erklären.

Mit Kürzungen arbeitet der Mensch schon in seinen frühesten sprachlichen Aeußerungen. Der Versuch, die gehörten Benennungen für Personen und Dinge der Umgebung nachzuahmen, mißlingt dem Kinde; es kommt zuerst nur die Hochtonsilbe, und auch diese verstümmelt, heraus, m a m, p a p, d a, oder bald in Verdoppelung m a m a, p a p a, d a d a, die allerdings meist nicht selbständige Schöpfung, sondern Nachahmung des von den Erwachsenen Vorgesprochenen ist; denn auch diese Kinder- oder Ammensprache ist größtenteils keine eigene Erfindung der Kinder, sondern ihnen von den Angehörigen überliefert. Diese liebkosend gemeinten Kürzungen wendet das Kind an, auch wenn es seine Sprachwerkzeuge meistern gelernt hat: es sagt weiterhin f ä t t i, m i t t i oder m i e t t i, b r u d i, b r ü e t s c h, s c h w o s t (i), und vielfach behalten die Erwachsenen den Gebrauch auch für sich bei. So hören wir in manchen Gegenden Deutschlands die Bezeichnung O p a, O m a für Groß-

papa, Großmama auch aus dem Munde erwachsener Leute, und weit verbreitet sind die aus den endungsbetonten Papa, Mama hervorgegangenen Pa, Ma. Wahrscheinlich ist so auch die Form atta, ätti zu Vater, Vätti zu erklären.

Im engen Familien- und Freundeskreis ist es nicht nötig, den vollständigen Namen der Person auszusprechen, an die man sich wendet oder von der die Rede ist; eine kurze Andeutung genügt. Begünstigt wird das Streben nach Kürze durch die Länge der meisten im Altgermanischen üblichen Personennamen. Sie waren aus zwei Teilen zusammengesetzt: Adalberht, Heriwart, Rüedeger, Dietlind, Kunigund usw. Diese Vollnamen galten wohl nur im feierlichen Gebrauch der Oeffentlichkeit gegenüber; im Hause traten an ihre Stelle Abkürzungen, deren verschiedene Bildungsweisen wir hier nicht weiter berühren können. Es muß genügen, daran zu erinnern, daß viele von ihnen untergegangen sind, viele aber auch, ohne daß wir heute noch ihren Zusammenhang mit den zugehörigen Vollnamen fühlen, in Familiennamen wie Ott, Lutz, Seitz, Gierke, Beneke, Fritzsche weiterleben.

Nicht alle germanischen Kurznamen sind Verkürzungen zweigliedriger Namen; manche sind wohl Lallnamen oder selbständige kurze Uebernamen. Gelegentlich werden auch heute noch derartige Kurznamen etymologisch damit gar nicht zusammenhängenden Namen untergeschoben: Boppi für Johann Jakob, Bobs für Oskar, Dudi für Emma, Hutti für Emilie. Jede Familie könnte aus ihren eigenen Erfahrungen diese Beispiele, deren Geltungsbereich meist äußerst beschränkt, in einzelnen Fällen aber allgemeiner geworden ist, beliebig vermehren. Wir dürfen annehmen, daß schon in alter Zeit ähnliche Verhältnisse bestanden haben und daß so das Nebeneinander von Voll- und Kurznamen für dieselbe Person, die sich etymologisch gar nicht vereinigen lassen, zu erklären sei. Auf alemannischem Boden tauchen seit dem 13. Jahrhundert in bäuerlichen und kleinbürgerlichen Kreisen zahlreiche Kurznamen auf -i, -in, -tschi, -zi auf: Erni, Bürgi, Jeggi, Lüthi, Völmi, Bertschi, Rüetschi, Ueltschi, Küenzi, die heute nur noch zum kleinsten Teil als Kürzungen von Vollnamen empfunden werden, meist zu inhaltlich unverstandenen Familiennamen erstarrt sind.

Daß die liebkosenden oder verkleinernden Kürzungen von Vornamen auf -i heute noch ganz lebendig sind, braucht man ale-

mannischen Zuhörern nicht zu sagen. Sie haben sich, namentlich in den letzten 50 Jahren, über das alemannische Sprachgebiet hinaus, vielleicht zum Teil unter dem Einfluß des Englischen, in welchem diese Kürzungen ebenfalls außerordentlich beliebt sind, weithin nach Norden verbreitet; dort ist, mehr als in der Schweiz, wohl auch die Sitte aufgekommen, solche Kurzformen auch außerhalb des engen Kreises, in dem sie ursprünglich allein Geltung hatten, anzuwenden, so daß wir heute auf Büchertiteln und ernsten amtlichen Schriftstücken auf Namen wie Edi, Fredy, Willi, Gaby, Lulu, Tilla stoßen, was für ein feiner empfindendes Sprach- oder Stilgefühl noch immer etwas Befremdendes hat.

Mehr nur gelegentlich, aber immerhin in ansehnlichem Umfang begegnet uns diese Kürzungsweise in Uebertragung auf Familiennamen. So sind z. B. in Basel mehr oder weniger allgemein üblich Kürzungen wie Bulli = Bernoulli, Gimmi = Gemuseus, Hagi = Hagenbach, Prisi = Preiswerk, Pravi = Paravicini, Schiggi = Gilliéron; etwas anderer Art sind Bildungen wie Wackis oder Negeli für Wackernagel, Zinser für Zinstag; ganz gelegentliche, auf einzelne Träger des Namens beschränkte Kürzungen sind Kelski für Keller, oder Keller für Kellermann; humoristische Vergrößerungen zu Verkleinerungsnamen sind etwa Schaub: Schäublin, Stachel: Stähelin, Wolf: Wölfflin, Zas: Zäslin. Auffallende Geschlechtsverschiebung bemerken wir an d'Mulle, d'Rasple für männliche Träger des Namens Müller, Respinger; in nicht hieher gehörigen Bildungsweisen wie d'Schmudle = Schmid, d'Fonsle = Alfons stehen ihnen immerhin Gegenbeispiele für diesen Geschlechtswechsel zur Seite. Auch in Bern sind solche Kürzungen von Familiennamen üblich: Husi = Hauswirth, Obi = Oberlin, Mässi = Messerli oder Meiji, Mülli, Musti, Wäbi für Meier, Müller, Muster, Weber. Sie gehören, wie wahrscheinlich auch ursprünglich die Basler Kürzungen, der Schülersprache an. Eine Besonderheit für Bern sind die Kürzungen der Vor- und Geschlechtsnamen auf -tsch: Werntsch = Werner, Kchertsch = Kehrli, Hotsch = Hodler, Tsäutsch = Zeller.

Die Schülersprache beschränkt aber diese Kürzungen keineswegs auf die lebenden Wesen, auch Straßen und Plätze, die im Leben

der Schüler eine Rolle spielen, werden damit bedacht. Die Basler Buben pflegen vom Münsterplatz, um den herum die meisten Schulen liegen, und vom Barfüßerplatz (volkstümlich Säuplatz, weil ehemals Schweinemarkt dort abgehalten wurde, heute Schauplatz der Messe) nur als Minsti und Seibi zu reden. Entsprechend finden wir hier in Bern Chilcher = Kirchenfeld, Schweler = Schwellenmätteli, Brämer = Bremgartenwald, Däliger = Dählhölzli; daneben an die häufigen Flurnamen auf ere (Haslere usw.) angelehnt die weiblichen Chornere = Kornhausbrücke, Schönere = Schönau, Spittlere, Arbärgere, Metzgere, Spichere für die entsprechenden Gassen, wobei der Grundbegriff Gasse bestimmend auf das Geschlecht eingewirkt haben wird.

Auch die Schulen selbst werden verkürzt in Gimer = Gymnasium und Gimeler = Gymnasiast, Proger = Progymnasium und Prögeler für Progymnasiast, Sekcheler für Sekundarschüler. Mit etwas anderer Bildung finden wir dagegen in Basel Gimmeli, Relleli, Sekkeli = Gymnasiasten, Realschüler, Sekundarschüler. Wiederum den Bernern eigentümlich scheinen die sehr nach schriftlichen Abkürzungen riechenden Kürzungen der Fächerbezeichnungen wie Gräk, Lat, Franz, It, Mat, Relig. Mehr natürliches Sprachgefühl verraten Chemere, Gogere, Fisere, Nattere für Chemie, Geographie, Physik, Naturwissenschaft, oder die Kurzformen für Schuleinrichtungen wie Biblere = Bibliothek, Problere = Probeklausurarbeit, Schwitzere = Hitzferien, Züger = Schulzeugnis. Diese Bildungsweise wird sodann übertragen auf Begriffe, die außerhalb der Schule, aber im Vorstellungskreis der Schüler liegen: Trüppeler = Truppenzusammenzug, wozu man den ganz neuerdings in Basel in Mode gekommenen Wiederholiger = Wiederholungskurs vergleichen mag, Baijere = Badhosen, Schlöffere = Schlittschuhe, Wäsplere = Wespennest, Mistere = Misthaufen, Lokchere = Lokomotive.

Mit diesen Bildungen ist aber die reichquellende Sprachschöpfungskraft der Berner Buben noch nicht völlig ausgegeben. Ganz produktiv und lebendig ist auch noch die Verstümmelungsendung -el, vokalisiert zu u, z. B. in Trämu = Tramway, Schöku = Schokolade, Näppu = Napoleon (auch im Sinne des Geldstücks).

Wir kehren zurück zu den Eigennamen, von denen wir bei diesen

Ausführungen über die Schülersprache ausgegangen sind. Daß nicht nur die Personennamen, sondern auch die Ortsnamen starken Kürzungen unterliegen, ist bekannt. Auch diese sind großenteils aus zwei Bestandteilen zusammengesetzt oder mit Ableitungssilben gebildet, denen ursprünglich ein starker Nebenton zukam. Im Satzzusammenhang konnte sich dieser verschieben oder ganz verloren gehen, und damit waren die der Haupttonsilbe folgenden Silben der Gefahr des Zusammenschrumpfens ausgesetzt. Sie unterlagen ihr um so rascher, je weniger lebendig die ursprüngliche Bedeutung des zweiten Bestandteils noch empfunden wurde. So werden etwa -berg, -burg zu -brg, -brig, so -bach zu -bch, -be, oder -dorf zu -drf, -dlf, -heim zu -e, -inchoven zu -(i)kon, -(i)ken, -ingen zu -(i)gen, -wiler zu -wil, -wil zu -bl (Bretzbl, Zubl) verkürzt. Solche im Ortsgebrauch stark verkürzten Formen haben in Vergangenheit und Gegenwart den Kanzlisten und Topographen, welche sie in schriftsprachliche Form bringen sollten, manches Kopfzerbrechen gemacht. Das Ergebnis war nicht immer richtig, und so schleppen wir eine Anzahl amtlicher Schreibungen von Ortsnamen herum, die in der Geschichte nicht begründet, sondern der mangelhaften Sprachkenntnis zuzuschreiben sind.

Aber nicht nur die zweiten Teile der Ortsnamen werden verkürzt, sondern auch die ersten, zumal wenn sie selbst wieder etwa aus einem zweiteiligen Personennamen bestehen, dessen zweiter Teil in der Mittelstellung seinen ursprünglichen Nebenton verliert. Es entstehen dann häufig Namenformen, die wir ohne Zuhilfenahme älterer, voller in Urkunden überlieferter Formen gar nicht mehr verstehen können. Die Deutungen bleiben auch unter günstigen Umständen noch häufig genug recht unsicher. So schrumpft ein Hemmingisbach zusammen zu Hemsbach, Richartebuch zu Reichenbuch, Amilgersvelt zu Amertsfeld, Zaizmannesmatte zu Zaismatte, Adaloltesheim zu Adelsheim, Bischoviswiiler zu Bischweiler.

Lassen sich diese Veränderungen alle noch zur Not auf rein lautlichem Wege erklären, so ist solche Erklärung kaum mehr angängig bei so starken Kürzungen wie Eselswald aus Eselswegwald (ein Wald, durch den ein Eselsweg führt) oder Iregewann (Ire = Juden) für Gewann am Judenbegräbnis. Opfergarten, -acker, -wiese, bei denen wir keinen inhaltlichen Zusammenhang zwischen dem ersten und zweiten Teil zu

erkennen vermögen, erhalten ihre Aufklärung, wenn wir vernehmen, daß der Garten, der Acker, die Wiese zur Besoldung des Opfermannes, d. h. des Kirchendieners bestimmt sind. Gotteswald ist ein Wald, der einem Gotteshaus gehörte. Alle die Namen, in denen das ganze Mittelstück verschwindet, sind dreigliedrige Zusammensetzungen nach der Formel (a + b) + c. Derartige Bildungen gibt es noch viele, und manche von ihnen haben gleichbedeutende Nebenformen mit unterdrücktem Glied b neben sich: Oel(baum)zweig, Bier(krug)deckel, Weiß(brot)bäcker, Licht(spiel)bühne, Drachen(zahn)saat, Boots(manns)maat, Funken(meister)maat, Flug(zeug)führer, Kraft(wagen)führer. Es fällt auf, daß sie fast alle Bildungen aus allerneuster Zeit sind, wo die Abneigung gegen die namentlich von Bureaukraten geschaffenen Wortungetüme eine berechtigte Gegenwirkung auf die Kürze hin hervorruft. Bei den älteren Bildungen sind doch zum Teil auch andere Auffassungen der Doppelformen möglich. Oelzweig z. B. könnte auch Analogiebildung nach Kirschenzweig, Apfelzweig neben Kirschbaum, Apfelbaum sein. Ein Weißbäcker ist einer, der Weißes backt, der Bierdeckel ein Deckel zum Zudecken des Bieres, Drachensaat die Saat, aus der Drachen hervorgehen werden, ohne daß man daran denkt, daß diese Saat aus Drachenzähnen besteht.

Nicht nur Eigennamen werden im vertrauten Kreise gekürzt; man spricht dort überhaupt viel undeutlicher, verschluckt ganze Silben und Wörter, weil die Gesellschaft auf einander eingestellt ist und häufig sich mit Zeichen und Gebärden zum gegenseitigen Verständnis begnügen könnte. Der Zuhörer vermag, was er nicht deutlich versteht oder gar nicht hört, aus dem Zusammenhang zu ergänzen, solange nicht von ganz neuen, unbekannten Dingen die Rede ist. Viele Kürzungen entstehen daher, weil die Begleitumstände mitsprechen. Am Essen sitzend kann man wohl sagen gmr no e Stikli Brot, oder man fragt (h)tsch gärn no me Gmıes? oder man bittet einen Wartenden einzutreten mit (w)tsch ine ko. Dieses Mitsprechen der Situation spielt namentlich in den verschiedenen Standes- und Berufssprachen eine Rolle. Wir bleiben zunächst bei den einzelnen Wörtern stehen, versparen die Wortgruppen auf später. So kennt die deutsche Soldatensprache Abkürzungen wie A(rtille)rie, Ober(leutnant), Vize(feldwebel), Zahl(meister), Lok(omotiv)führer,

Re(gi)ment; schweizerische Soldaten nennen den Soldaten Dätel, den Cognac Jäggli, den Major Jöru. Der Seemannssprache entstammt wohl die Kürzung Lotse für Lootsmann = englisch loadsman. Von der Schülersprache war vorhin die Rede. Auch die Studenten haben eine große Vorliebe für Kürzungen: ihnen verdankt man Studio(sus), Labor(atorium), Lab(oratori)um, Poly(technikum), Uni(versität). Oft unterliegen diese aber der Mode; in meiner Studienzeit war die Kürzung aller möglichen Wörter auf den oder die beiden Anfangskonsonanten + eo sehr im Schwange, man trank sein Bier im Breo, (Brauerei Brändlin), bezahlte in Freo (Franken) oder Steo (Stein) oder auch nur in Zeo (Centimes). In Deutschland hört man oft von Em oder Emchen sprechen, was natürlich auf einer buchstäblichen lautlichen Wiedergabe der schriftlichen Abkürzung M. für Mark beruht. Die Sportsleute fahren auf dem Velo oder im Auto und brauchen dazu ein Pneu. Im Wirtshaus weiß man, wenn von Korn und Bock die Rede ist, daß damit Kornbranntwein, Bockbier gemeint ist. Eine große Ausdehnung hat in neuester Zeit die Kürzung in der Geschäftssprache genommen. Schon seit längerer Zeit spricht man von einem Ries Papier; es findet sich schon mittelhochdeutsch als ris und ist wahrscheinlich Abkürzung aus italienisch risma, vielleicht, wie Kluge meint, eigentlich eine graphische Abkürzung wie Gräk, Lat, Em, die wir vorhin schon erwähnt haben. Neuerdings nun haben viele Aktiengesellschaften oder ähnliche Unternehmungen sich Kurznamen beigelegt, die aus den Anfangslauten der einzelnen Teile ihres Namens zusammengesetzt sind. Deva = **D**eutsche **V**erlags**a**nstalt, Süba = Süddeutsches **B**uch-**A**ntiquariat, Ila = Internationale Luftschiffahrts-Ausstellung, Bugra = (Internationale Ausstellung für) **Bu**chgewerbe und **Gra**phik, Slab = Schweizerische Landes-Ausstellung in **B**ern, Wumba = **W**affen- **u.** **M**unitions**b**eschaffungs**a**mt, und diese Mode greift täglich weiter um sich, vielleicht weniger in der Schweiz als in Deutschland, wo man förmlich in solchen Schöpfungen wie Apo, Sipo, Schupo schwelgt. Aelter, aber nicht ganz ausgestorben, ist die Mode, die schriftlichen Abkürzungen, so wie sie geschrieben werden, auszusprechen,. besonders bei Eisenbahngesellschaften: S.C.B. als Eszebe, N.O.B. als Enobe, S.B.B. als Esbebe; auch im Krieg waren solche Abkürzungen oft zu hören: MGK., GHQ. Diese Sitte ist in England besonders tief eingewurzelt

und so verbreitet, daß ganze Abkürzungs-Wörterbücher hergestellt und benützt werden, weil man ohne sie den vielen geschriebenen und gesprochenen Kürzungen ratlos gegenübersteht.

Ein Gebiet, auf dem sich die Kürzung schon seit ältesten Zeiten sehr bemerkbar macht, sind die zusammengesetzten Wörter. Solange das Gefühl für die Zusammensetzung aus zwei Teilen noch lebendig ist, bewahrt der zweite Teil, angelehnt an das selbständige Wort, mit dem er ursprünglich gleichlautet, noch eine ziemlich starke Nebenbetonung. Nun kommt es nicht selten vor, daß das selbständige Wort als solches ausstirbt, nur noch im zweiten Teil von Zusammensetzungen fortlebt, aber vereinzelt, nicht mehr gestützt durch andere Formen desselben Wortes, darum auch inhaltsärmer. Das hat auch meist eine Abschwächung der Betonung und eine Verminderung des Lautkörpers zur Folge. Ein Beispiel mag dies klar machen. Wir haben in unseren Mundarten die Wörter M u m p f e l oder H a m p f l e, die ursprünglich e i n e n M u n d v o l l, e i n e H a n d v o l l bedeuten. Der zweite Teil hat einen Nebenton und darum an Umfang verloren, weil aus den Zusammensetzungen allmählich einheitliche Begriffe etwa „Brocken, Bissen", beziehungsweise „ein kleines Häuflein" geworden war, in denen die ursprünglich in „voll" steckende Vorstellung ganz verblaßt war. Wollen wir nun heute diese Vorstellung hervorrufen, so müssen wir wieder zur Wortgruppe greifen und sagen e M u l v o l l, e H a m p v o l l; M u m p f e l wird, wie Sie sehen, auch deswegen nicht mehr als Zusammensetzung empfunden, weil unseren Mundarten im Lauf der Zeit das Wort M u n d abhanden gekommen und durch M u l ersetzt worden ist.

Von den Zusammensetzungen sind die Ableitungen nur dadurch verschieden, daß wir nicht mehr imstande sind, die Bestandteile zu trennen und die ursprüngliche volle Form und Bedeutung der Ableitungssilbe zu bestimmen. In einigen Fällen vollzieht sich der Uebergang von der Zusammensetzung zur Ableitung vor unseren Augen, z. B. bei den Hauptwörtern auf -h e i t, -t u m. Bei den Ableitungen ist nun, da die Isolierung des zweiten Bestandteils viel früher, schon vorgeschichtlich, erfolgte, auch die Abschwächung im allgemeinen um so viel weiter vorgeschritten. Es kommt hier nicht nur nachtoniger, sondern auch vortoniger Schwund in Betracht. Ein lehrreiches Beispiel liefert uns da die Entwicklung der Vorsilbe g e. Im Baseldeutschen hat je nach dem folgenden Konsonanten bei

Haupt- und Eigenschaftswörtern die Vorsilbe ihren Vokal verloren; aus den oberdeutschen Mundarten sind eine Anzahl der verkürzten Wörter auch in die Schriftsprache übergegangen: Glaube, gleich, Glied, Glück, Gnade. Es sind, wie Behaghel feststellt, durchwegs zusammengesetzte Wörter, deren Stammwort in seiner einfachen Form untergegangen ist. Daneben finden wir in Basel auch Wörter mit gi-. Viele davon sind offenbar der Schriftsprache entlehnt, Gidanke, Gibät, aber bei anderen, namentlich bei Wörtern, die ein Lärmen, Klagen, Jammern, Toben usw. bezeichnen, ist solche Annahme kaum möglich, z. B. Gidär, Gikessel, Gijomer. Sie haben wahrscheinlich die vollere Form der Vorsilbe bewahrt, weil deren wortbildende Kraft für diese Gruppe von Bedeutungen lebendig geblieben ist. Rein lautlich läßt sich dieser Unterschied kaum erklären; wenigstens ist beim Partizip der Vergangenheit der gleich anlautenden Verben die Entwicklung der Vorsilbe die nach der Lautregel zu erwartende: Ausfall des Vokals und Angleichung des g an den stammanlautenden Konsonanten: tärt, keßlet, gjomeret.

Oder ein anderes Beispiel einer Zusammensetzung mit Vortonsilbe, die verkürzt und bis zur Unverständlichkeit verstümmelt ist. Aus ze Sent Leonhard, ze Sent Alban, ze Sent Elisabethen wird in Basel zetlienert, zetalbe, zetelsbete; aus den beiden letzteren Verbindungen wird dann in der Dalbe, Delsbete, wobei kein Mensch mehr fühlt, daß im Anlaut ein sant steckt.

Wir verlassen die einzelnen Wörter und wenden uns den Wortgruppen zu, die uns noch mehr Rätsel aufgeben, uns aber auch um so mehr locken, die an den Einzelwörtern gewonnenen Einblicke in die Sprachentwicklung auch bei ihnen zu verwerten, um anscheinend unverständlich gewordenes wieder verständlich zu machen.

Zunächst eine Warnung! Wir müssen uns vor einer zu weiten Ausdehnung des Begriffes Kürzung hüten. Es gibt unvollständige Sätze mit einer ganz freien Beziehung zwischen dem psychologischen Subjekt und Prädikat, wie sie wohl für die Anfänge der Satzbildung überhaupt vorausgesetzt werden darf. Wir finden diese Art von Verknüpfung besonders häufig in Sprichwörtern: Viel Feind, viel Ehr; Unglück im Spiel, Glück in der Liebe; jung gewohnt, alt getan. Auch in anderen Fällen ist es nicht angängig, etwas, was in Worten keinen Ausdruck gefunden

hat, ergänzen zu wollen. Der Tonfall tut da unter Umständen alles nötige hinzu: Lieber, eine große Bitte! oder als Prädikate zur Aeußerung eines andern: schön! schlimm genug! desto besser! Unsinn! Geschwätz!

Ebensowenig dürfen Sätze wie weiß Gott! weiß der Himmel! als Kürzungen angesprochen werden. Sie sind Reste alter Anfangsstellung des Verbs im Behauptungssatz, die sich allerdings nur ganz vereinzelt erhalten haben.

Auch die Auslassungen, gewöhnlich Ellipsen genannt, die dadurch entstehen, daß man einen angefangenen Satz nicht beendet, lassen wir außer Betracht. Sie entspringen verschiedenen seelischen Beweggründen: Durch Kreuzung verschiedener Gedanken wird der sprachliche Ausdruck gestört, man stutzt, bricht ab. Oder man unterdrückt den auf der Zunge liegenden Ausdruck aus Rücksicht auf den Zuhörer, dem man damit zu nahe zu treten fürchtet; oder man bricht aus Bescheidenheit ab. Immer sind es starke Gemütsbewegungen, unter denen man spricht: Daß Euch die schwere Not! Daß dich der Kuckuck! Schwäbisch Ei dases (aus: ei daß uns), z. B. Ei dases, Gott bhüet es, was ist denn des! als Ausruf höchster Verwunderung; wenn Sie meinen —, woraus die Wunschsätze in Form von Bedingungssätzen hervorgehen können: wenn du doch auf mich hören wolltest!

Wir rechnen auch nicht hieher die Fälle, wo das Objekt eines Zeitworts mitgedacht, aber nicht ausgesprochen wird, weil es sich aus der ganzen Lage oder dem Zusammenhang des Gesprächs für den Sprechenden wie den Zuhörer von selbst ergibt, dieser dieselbe Gedankenverbindung wie der Sprecher ohne weiteres vollzieht. Daß im Satz die Hühner legen, als Objekt Eier zu ergänzen ist, ergibt sich schon aus der Verbindung der Begriffe Hühner und legen, ohne daß dazu ein besonderes sprachliches Ausdrucksmittel nötig wäre. Je weiter der Sprachkreis ist, den das Objekt beherrscht, um so allgemeiner und verbreiteter ist die Ellipse. Beispiele: Legen Sie ab! Er zog vom Leder. Auch die Gebärde reicht zur Ergänzung aus, wenn man z. B. bei der Ueberreichung eines Schriftstückes zum andern sagt: Da, lies.

Aber die wirklichen Kürzungen von Wortgruppen und Sätzen sind zahlreich genug. Sie rühren vielfach daher, daß Wendungen, die ursprünglich Gefühlsäußerungen sein sollten oder einer bestimmten Gefühlsäußerung dienten, durch häufigen Gebrauch abgenützt, in

ihrem Bedeutungsinhalt abgeschwächt werden und zur Formel herabsinken, die in einer bestimmten Lage gewohnheitsmäßig angewandt, vom Hörer ebenso gewohnheitsmäßig entgegengenommen und erwidert wird, ohne daß beide Beteiligte an den ursprünglichen Sinn der verwendeten Wortgruppe denken. Dazu mag gelegentlich, namentlich in vertrautester Umgebung, als Beweggrund die Bequemlichkeit treten, man wendet nur das zur Erreichung des beabsichtigten Zweckes unbedingt nötige Maß sprachlicher Kraftanstrengung auf.

Dieser Verarmung der Bedeutung und infolge davon starker Kürzung unterliegen besonders die Grußformeln. Ihr ursprünglicher Umfang steht nicht mehr im Einklang mit dem abgeschwächten, verminderten Bedeutungsinhalt. Beispiele: In der schriftdeutschen Umgangssprache (guten) Tag, guten (Tag), (gute)n Abend, (guten) Morjn, (gesegnete) Mahlzeit, Küß die Hand zu Ksthand, stehand, de Hand, Hand. In unseren schweizerischen Mundarten gibt es, je nach der Aufrichtigkeit und Herzlichkeit des Grußes, allerhand Abstufungen der Kürzungen; recht freundlich: e guete Tag, schon gleichgültiger: guete Tag, gete Tag, Tag; sehr verbreitet ist die Abschwächung im Gegengruß zu Tag wol. So hören wir auch tnacht! tskot! tigot! (aus bhüeti got), oder als Gegengruß auf guete Tag: groß tankch, schter (aus wünschter) au en guete Tag. Wegfall des Hauptworts, das ursprünglich stärker betont sein sollte, aber vielleicht bei besonders gefühlvoller Betonung wie guete Tag den Starkton ans Adjektiv abtrat, ist sehr gewöhnlich in e guete(n Apppetit). Die Grußformel got grüez ü wird zu gokrüezi, daraus grüeßi, wahrscheinlich auf rein lautlichem Wege über die Angleichung des Auslautes von got an das anlautende g von grüeß; bei umgekehrter Wortfolge grüeß ü got fällt das mittlere Wort aus und es entsteht das auch im Schwäbischen ganz übliche Grüeß Gott. Auf dem gleichen Wege wird Gott aus den Wunschformeln bhüetis trüli, bhüetis nei (aus Gott behüte uns) verschwunden sein, oder wieder das Objekt ü oder di aus behüte Gott, bewahre Gott. Noch mehr zusammengeschrumpft sind die Verwahrungsformeln: a, bhüet! a, biwar!, die Subjekt und Objekt nicht mehr bei sich haben.

Auch viele Anreden sind bedeutungsarm geworden; so finden wir vor Eigennamen schon im Mittelhochdeutschen die Titel

vrouwe und herre gekürzt zu ver, er, flektiert ern, z. B. ern Sifrides, woraus im ältern Neuhochdeutschen Ehr, Ehrn, Ehren wird, dessen Herkunft so wenig mehr empfunden wird, daß man Ehren als Titel auch den drei Gesellschaften im Kleinen Basel und ihren Wappentieren (Eretier) verleihen kann. Freilich ist auch eine andere Entstehung dieses Gebrauchs von Ehren aus der Verbindung Euer Ehren, vgl. Euer Gnaden, Euer Magnifizenz, nicht ausgeschlossen. Uebrigens finden sich auch hier wieder verschiedene Grade der Schwächung, die bis zu völliger Verstummung gehen kann, z. B. wenn man aus größerer Entfernung einen Herrn oder eine Dame anruft, die man aus der Nähe nur mit dem deutlich ausgesprochenen Titel anreden würde.

Die Höflichkeitsformeln sind häufig gar nicht mehr so tief empfunden, als ihr erster Wortlaut glauben lassen könnte, und stoßen namentlich leicht vortonige Teile ab. So wird in der schriftdeutschen Umgangssprache aus ich bitte, ich danke ein bitte, danke. Unsere alemannischen Mundarten kennen diese Kürzungen freilich großenteils nicht und drücken sich dafür noch altväterisch umständlich aus: wenn de wotsch so guet si, i dank gar schön. Sind wir im Grunde höflicher als diejenigen, welche das kurz angebundene bitte, danke anwenden, und ist es vielleicht ein trauriges Zeichen für die Abnahme des Höflichkeitssinnes, wenn die schon durch ihren Auslaut sich als Entlehnungen aus der Schriftsprache erweisenden Formeln bitti, danki immer mehr eindringen? Es ist nicht sicher. Vielleicht ist die Unmöglichkeit, auf die ausdrückliche Setzung des Fürworts ich zu verzichten, für unsere Mundarten dadurch bedingt, daß ohne dieses die Verbalform, durch Abfall des auslautenden e endungslos geworden, nicht mehr deutlich genug als 1. Person Einzahl gekennzeichnet und darum das ich beibehalten ist. Auf diese Vermutung führt die Beobachtung Horns, daß die von ihm gesammelten Beispiele die Frage aufdrängen: „Wenn funktionslos gewordene Bestandteile der Rede schwinden, sollte da nicht ein funktionswichtiger Laut erhalten werden, auch wenn das „Lautgesetz" seinen Untergang fordert?" Das Lautgesetz ist eben dann unrichtig, weil es aufgestellt worden ist ohne Rücksicht auf die Funktion (Bedeutung).

Man wird bestärkt in dieser Auffassung, wenn man bedenkt, daß unsere Mundarten die im höflichen Brief- und Geschäftsstil übliche Unterdrückung des Fürworts der ersten Person habe die

Ehre, nehme mir die Freiheit, melde gehorsamst nicht mitmachen. Auch hinter diesem Verhalten wird man nicht sittliche Beweggründe suchen dürfen, etwa ein größeres Selbstbewußtsein vom Wert der eigenen Persönlichkeit als bei dem übermäßig bescheidenen, unterwürfigen Anwenden der genannten Stileigentümlichkeit, sondern den Einfluß der sonstigen Satzgefüge, welche bei Voranstellung des Subjekts vor dem Zeitwort Wegfall des Fürworts nicht kennen. Eine kleine Einschränkung muß freilich an der letzten Behauptung vorgenommen werden: in der zweiten Person Einzahl finden wir auch im Behauptungssatz mundartliche Entsprechungen zu dem hast recht, kannst es glauben der schriftdeutschen Umgangssprache: kasch ko wenn dwitt; die freilich auch durch Angleichung des d von de aus du an den Anlaut des folgenden Verbums, also auf rein lautlichem Weg entstanden sein können.

Ganz unbekannt ist aber die fürwortlose Form der ersten Person Einzahl eines Zeitworts auch in unseren Mundarten nicht. Wir beobachten sie in bedeutungslos oder wenigstens bedeutungsschwach gewordenen Einschaltungssätzen, wo neben denki, glaubi, meini auch die Formen denk, glaub, mein gebraucht werden. Dieser Gebrauch ist schon mittelhochdeutsch z. B. si waen des lihte enbaeren „sie würden, glaube ich, den gerne entbehren"; vielleicht sogar noch älter. Es sind zum Teil erstarrte, weil aus dem übrigen Formenschema der betreffenden Zeitwörter infolge ihrer Verkürzung herausgefallene Verbalformen, die als solche gar nicht mehr gefühlt werden und ganz die Aufgabe von Umstandswörtern übernommen haben. So wird in der Oberpfalz und im Egerland glaub(i) zu glau abgeschliffen, in Schlesien im gleichen Sinne dächt gebraucht, das seinen Umlaut dem einst vorhandenen i vor ich verdankt, dacht ich = hätte ich gedacht. So wird unser halt in einem Satz do isch halt nit me zmache auf halt ich = „mein ich" zurückgehen, wofür die in anderen Mundarten vorkommenden Formen mit erhaltenem ich zeugen: haldich, hallich, heillich, denen anderswo wiederum anders gekürzte Formen ellich, hach zur Seite treten. Die Isolierung ist schon alt, so daß das Wort Zeit gehabt hat, verschiedene Bedeutungsabstufungen aus der ursprünglichen heraus zu entwickeln, was hier des nähern zu verfolgen ich mir versagen muß. Zu diesen verkürzten Einschaltesätzen ist sicherlich auch unser ächt, ächtscht, ächter

im Sinn von „etwa, wohl, vielleicht“ zu rechnen, das man meistens auf das althochdeutsche eckorodo „bloß“, „nur“ zurückführen möchte, was aber lautliche und bedeutungsgeschichtliche Schwierigkeiten macht, die man gerne zu leicht nimmt. Acht ist = „acht ich“ mit dem aus dächt und hellich schon bekannten Umlaut der Stammsilbe. Der Ursprung aus einem Satze liegt noch deutlich vor uns in dem dem Idiotikon entnommenen Satz eines Fischbuchs von 1563: dieser fisch ist gantz änlich dem egle, ist er ächt nicht ganz derselbig. Acht wird ursprünglich Einschaltung in einem Aussagesatz gewesen, von da auf Fragesätze und die in Frageform gehaltenen Bedingungssätze übertragen sein. Achtsch(t) entspricht der zweiten Person Einzahl achtistu und hat den Ausgangspunkt in Sätzen wie: i ha der eppis schöns mitbrocht, was ächtscht? oder wie wirds mer, ächtscht, go? Bin i, echtscht, woni sett? Die Form ächter endlich geht auf acht er zurück; ein gutes Beispiel, wie diese Einschaltung verwendet werden konnte, gibt Fischers Schwäbisches Wörterbuch: Wa, ächter, diese Ding Furgang habent (1496), wohl zunächst in indirekter Rede am Platze, von da aus in die direkte Rede eingedrungen. Schließlich haben sich die drei Formen durchkreuzt, so daß echters, echterst entstanden. Nebenformen im Schwäbischen mit aacht, achtert sind nicht, wie Fischer meinte, an das Zeitwort achten angelehnt, sondern eben nichts anderes als die nach der gewöhnlichen Biegung nicht umgelauteten Verbalformen. Alle weiteren Bedeutungsentwicklungen lassen sich aus den drei genannten Grundformen ohne Schwierigkeit ableiten. Schwerer nachweisbar, aber mir kaum zweifelhaft, ist die Entstehung des die Aufmerksamkeit auf eine folgende Mitteilung lenkenden oder auch Staunen, Mitgefühl, Respekt erweckenden Ausrufswortes mai: Mei, das ist schön, es gfallt i gwüß; chömmet, man, mer hend en Gast! Mei du, wenn de das ta hättist; mai, i will der; mai! mai! Auch hier werden uns die ältesten Belege des Idiotikons auf die Spur helfen. Was sünfzest und weinst so fast? Fragst erst? mein, ich träg ein last! heißt es bei Funkelin 1552. Hier hat mein wohl noch die ursprüngliche Bedeutung = „ich meine“, „ich denke“, das allerdings schon einem „nun“, „ei nun“ nahekommt. Auch in Pestalozzis Satz: Mey, wenn ihr es (das Spinnen) dann könnet, so ist es

lustig kann man den Ursprung vielleicht noch herausfühlen. Mit der Zeit ist dieses Gefühl verloren gegangen, und das ist nicht erstaunlich, da die frühe Verstummung des auslautenden n (vgl. bai, schtai usw.) das Wort ganz außerhalb des Flexionssystems des Zeitworts „meinen" stellte. Wo dieser Zusammenhang noch lebendig ist, wie in der heute noch üblichen Einschaltung „mein" = „denk", ist auch das n in Anlehnung an die übrigen Biegungsformen erhalten. Eine eigentümliche Verschiebung des Sprachgefühls hat nun das Ausrufswort später wieder als Zeitwort, aber als Befehlsform auffassen lassen, so daß man in der Anrede an eine Mehrzahl auch eine Mehrzahlform meinet, meine si dazu bildete. Die erste Person Einzahl des Fürworts ist auch unterdrückt im Mittelhochdeutschen neweiz, neizwer, neizwa, aus denen unsere mundartlichen neuis, naimer, naime hervorgegangen sind.

Auf gleiche Weise schwindet unpersönliches es. So ist im Schwäbischen und Schweizerdeutschen ka sei, cha si aus es kann sein in der Bedeutung von „etwa, vielleicht" ganz üblich; im Entlebuch erscheint im Schwachton ein dummi aus: es dunkt mi. Es war einmal wahrscheinlich in unserem gäll im Sinne von „nicht wahr", „einverstanden" vorhanden; denn dieses wird zurückgeführt werden müssen auf gelte es = „soll es gelten?". Die älteren Belege aus dem 16. und 17. Jahrhundert lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß gäll aus gelt angeglichen ist. Mit Recht bemerkt das Idiotikon dazu, daß diese Angleichung von auslautendem lt zu ll in unseren Mundarten zwar sonst nicht Regel sei, aber in diesem Falle eintreten konnte, weil der ursprüngliche Sinn der Form erloschen war. Eine entsprechende Entwicklung haben wohl die oben erwähnten Nebenformen von halt: hellich, ellich durchgemacht.

Reiche Ausbeute für die von mir betrachteten Erscheinungen böte namentlich das Gebiet der unveränderlichen Wörter, also die Ausrufwörter, die Fluch- und Beteuerungsformeln, die Bindewörter, Verhältniswörter, der bestimmte und unbestimmte Artikel, die Befehlsform, schließlich auch gewisse Arten der Satzverknüpfung. Freilich darf nun die Freude über die Entdeckung der Wichtigkeit des Grundsatzes der Ersparung nicht zu einer übereilten Anwendung desselben auf die Erklärung scheinbar verkürzter Wortgruppen führen. Jemine ist vermutlich eine kürzende Zusammenziehung aus Jesu domine. Daß aber das ähnliches bedeutende

jemer eine Kürzung von jemine oder eine Verstümmelung von Jesus sei, ist schwer zu glauben. Ich meine, es ist nichts anderes als die Verbindung des Ausrufs je mit dem Dativ mir. Noch mittelhochdeutsch war eine solche Ergänzung eines Ausrufsworts durch einen Dativ oder Akkusativ eines Fürworts ganz gebräuchlich, während sie uns heute bis auf wenige unkenntlich gewordene Reste abhanden gekommen ist. Entsprechend finden wir in manchen schweizerischen Mundarten pfuter aus pfu dir, während in der Mehrzahl pfudi aus pfu dich fortlebt, ohne daß heute noch jemand ein Gefühl dafür hätte, daß in diesem Ausruf das Fürwort dich steckt (pfui aus pfu ü, pfuch aus pfu üch). Oder z. B.: den auch in der Schriftsprache anzutreffenden Gebrauch von einem als Akkusativ des unbestimmten Fürworts man will Behaghel, dem Horn zustimmt, aus der Verbindung einen man erklären, das über einen man, einem mn zu einem geworden sein soll. Dem stehen wenigstens im Schweizerdeutschen und Schwäbischen die Betonungsverhältnisse durchaus entgegen. Es ist vielmehr auszugehen von dem substantivisch gebrauchten einen im Sinn von „irgend einen". Dieses wird in der häufigen Stellung vor Lippenlaut im Satzzusammenhang zu einem, mundartlich eim ausgeglichen, fällt also mit der Dativform zusammen, wodurch Verwirrung eintritt, die noch befördert worden sein kann dadurch, daß gar nicht selten bei Zeitwörtern an Stelle einer dativischen Ergänzung akkusativische getreten ist, z. B. bei dünken, erbarmen, rufen, nützen, so daß die neben ihnen ursprünglich ganz richtige Dativform einem als Akkusativform empfunden und als solche verallgemeinert wurde.

Ich schließe mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möchte, Ihnen die Wichtigkeit der Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Sprachkörper und Sprachfunktion einigermaßen klar zu machen. Die Methode der sprachgeschichtlichen Forschung wird daraus ihre Folgerungen ziehen müssen. Wenn die lautliche Entwicklung der Wörter und Wortgruppen durch ihre Funktion bedingt ist, so darf die Lautlehre nicht auf weite Strecken ein abgesondertes Forschungsgebiet sein. Und wo Satzfügungen die Biegungsformen beeinflussen, kann man die Geschichte dieser letzteren nicht ohne ständige Rücksicht auf die Satzlehre verfolgen. Man hat oft zu sehr seine Aufmerksamkeit nur dem Sprachkörper zugewandt, die Bedeutung vernachlässigt. Die romanische Sprachwissenschaft hat von anderen Standpunkten aus schon früher diesen Fehler erkannt. Mögen die Germanisten nicht zögern, ihr zu folgen.

Veröffentlichungen des Vereins.

Jahresberichte des Deutschschweizerischen Sprachvereins, seit 1912 erweitert als

Jährliche Rundschau

mit regelmäßigem Bericht des Vorsitzers über die Tätigkeit des Vereins, ferner in der Regel mit einem Bericht Eduard Blochers über „Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr". Außerdem enthalten die Hefte folgende Beiträge:

1905. Schweizerdeutsch und Schriftdeutsch, von Dr. H. Stickelberger; Die Sprache unserer Volkslieder, von Dr. Otto von Greyerz; Zur Lautschrift, von Dr. S. Lauterburg.

1907. Beilage: Unser Deutsch, von Prof. Dr. K. Schnorf.

1909. Zur Schärfung des Sprachgefühls, von Prof. Dr. K. Schnorf.

1910. Die Ausbildung unserer Handelslehrlinge in der deutschen Schweiz.

1911. Der Négociant, von P. Altheer.

1912. Die Ortsbenennung auf geographischen Karten der Schweiz; Schweizerisch oder Schweizer, von Prof. Dr. K. Schnorf; Für und wider die Sprachreinigung, von Eduard Blocher.

1913. Spitteler und das Fremdwort, von Prof. Dr. A. Steiger; Etwas von den Familiennamen unserer Mitglieder, von Prof. Paul Oettli; Die Schulen mit fremder Unterrichtssprache in der deutschen Schweiz, von O. Lüssy; Tessiner Tagebuch aus dem Jahre 1909, von Franz Treu.

1915. Mundart und Schriftsprache einst und jetzt, von Dr. Otto von Greyerz; Die schweizerischen „Nationalsprachen" nach dem Rechte der Bundesverfassung, von Dr. Eugen Blocher; Ein Rundgang in Bern, von Eduard Stettler; Zweierlei Deutsch, von August Steiger; Hilfsmittel zur sprachlichen Bildung.

1916. Ueber unsere Schrift, von Prof. Baumgartner; Vom Bedeutungswandel, mit besonderer Berücksichtigung des Schweizerdeutschen, von Karl Häfeli; Der Krieg und der Deutschschweizerische Sprachverein, von Emil Garraux; Vom Zerfall der Mundart, von Bl.

1917. Kaufmannsdeutsch, von Paul Antener.

1918. Die Sprache Johann Peter Hebels in den „Erzählungen des Rheinländischen Hausfreunds", von Dr. Heinrich Stickelberger.

1919. Lautwirkungen in der deutschen Dichtersprache, von Prof. Dr. Otto von Greyerz; Die deutsche Sprache im geographischen Lexikon der Schweiz, von Dr. Bornhauser.

1920. Die Lage der deutschen Schulen im Tessin, von Dr. Ernestine Werder; Einiges über die deutschschweizerische Soldatensprache, von Hanns Bächtold.

1921. Künstlerisches in der Volkssprache, von Dr. Szadrowsky.

Von der Rundschau 1913, 1919, 1920, 1921 sind noch einzelne Hefte zu 30 Rp. bei der Geschäftsstelle in Küsnacht zu beziehen.

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins, 1.—6. Jahrgang (1917—22).

Die Aussprache des Hochdeutschen. Im Auftrage des Deutschschweizerischen Sprachvereins bearbeitet von Dr. H. Stickelberger, Lehrer am Oberseminar in Bern. Zürich, Schultheß & Co. Zweite Auflage 1912. 28 Seiten. Preis 60 Rp.

Schweizer Hochdeutsch und Reines Hochdeutsch. Ein Ratgeber in Zweifelsfällen bei Handhabung der Neuhochdeutschen Schriftsprache. Im Auftrag des Deutschschweizerischen Sprachvereins herausgegeben von Dr. H. Stickelberger, Lehrer am Oberseminar in Bern. Zürich, Schultheß & Co., 1914. 150 Seiten. Preis 2 Fr. 60.

Gottfried Kellers Mutter, ein Büchlein fürs Volk. Von August Steiger. Dritte Auflage. Zürich, Verlag des Schweiz. Familien-Wochenblattes (Seefeldstraße 111).

Volksbücher des Deutschschweizerischen Sprachvereins:
(Hefte von 20—24 Großoktav-Seiten, mit Titelbild, für Mitglieder zum halben Ladenpreis zu beziehen bei der Geschäftsstelle Küsnacht.)

Heft 1: Meinrad Lienert, von Paul Suter. 40 Rp. (Ladenpreis 80 Rp.).
„ 2: Konrad Ferdinand Meyer, von H. Stickelberger. 40 Rp.
„ 3: Johann Peter Hebel, von Fritz Liebrich. 30 Rp.
„ 4: Jeremias Gotthelf, von Otto von Greyerz. 50 Rp.

Heft 5: Huldrych Zwingli und seine Sprache, von Oskar Farner. 50 Rp.
„ 6: Die Stimme der Heimat, von Meinrad Lienert. 50 Rp.
„ 7: Wie soll das Kind heißen?, von August Steiger. 50 Rp.
„ 8: Hochdeutsch als unsere Muttersprache, von Ed. Blocher. 35 Rp.
„ 9: Alfred Huggenberger, von Dr. Paul Suter. 35 Rp.

Merkblatt zur Bildung und Schreibung der Straßennamen in Ortschaften der deutschen Schweiz.

Merktafel für Kaufleute (Verdeutschung von über 40 der gebräuchlichsten Fremdwörter, zum Aufhängen). 10 Rp.



